

WOLFGANG
RAUH



LEICH
DORF

GOLKONDA



WOLFGANG
RAUH



LEICH
DORF

Roman

GOLKONDA

1. eBook-Ausgabe 2022
Copyright der deutschen Ausgabe
© 2022 Golkonda in der Europa Verlage GmbH München
Umschlaggestaltung: benSwerk
Lektorat: Madita Hofmann
Layout & Satz: BuchHaus Robert Gigler, München
Gesetzt aus der ITC Slimbach

Konvertierung: Bookwire
ePub-ISBN: 978-3-96509-058-3

Das eBook einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Der Nutzer verpflichtet sich, die Urheberrechte anzuerkennen und einzuhalten.

Alle Rechte vorbehalten.
www.golkonda-verlag.com
<https://www.instagram.com/golkonda.verlag/>
<https://www.facebook.com/Golkonda.Verlag>

Für Anna, Theresa, Franz, Christine, Peter, Johann

Inhalt

I KLEINE DINGE IN KLEINEM UMFELD

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

II NACHT OHNE STERNE

Kapitel 4

Kapitel 5

III EINE LETZTE MITTERNACHT

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

IV DER POLKAMANN

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

V ERBEN DES SCHNEIDERS

Kapitel 13

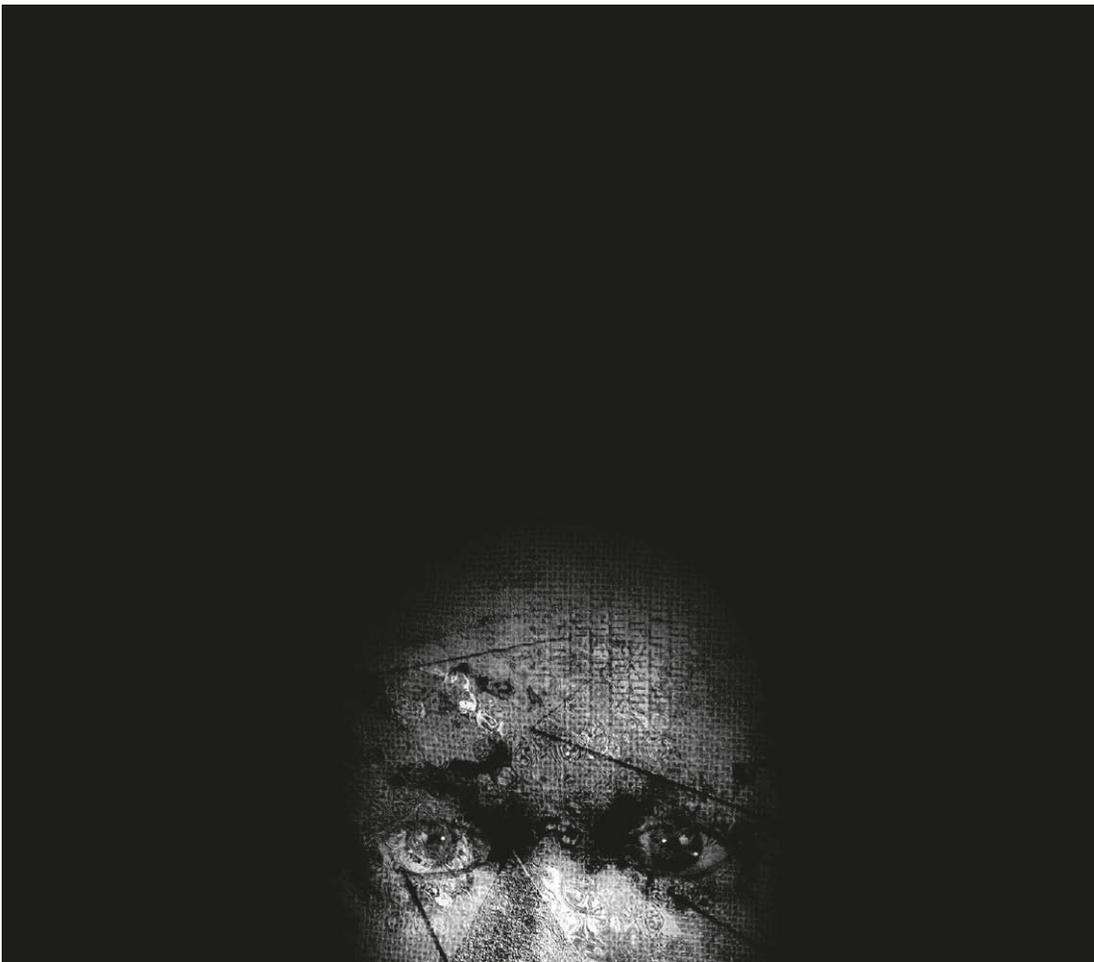
Nachwort

Über den Autor

I

KLEINE DINGE IN KLEINEM UMFELD

My heart is split, just like my brain
DIRTY TALONS: CASKET MATCH





Kapitel 1

1

Es war irgendwann nach Mitternacht, als sie zu ihm kam.

Es war immer irgendwann nach Mitternacht.

Kein Quietschen der Türangeln, kein Knarren des Bodens.
Nur das Ächzen der Bettfedern. Ein Hauch des Parfüms,
das er ihr zum letzten Hochzeitstag geschenkt hatte.

Vielleicht Einbildung. Vielleicht nur Erinnerung.

Ihr Arm glitt um seine Brust. Ein fleischgewordenes
Andenken an bessere Tage.

Manchmal glaubte er, ihren Atem in seinem Nacken zu
spüren, aber im Laufe der Zeit hatte er sich eingestehen
müssen, dass das nur Wunschdenken war.

Sie sprachen nicht. Stille verband ihre gemeinsamen Stunden in der Dunkelheit. Er litt seit damals unter Schlafstörungen. Außer dann, wenn sie bei ihm war.

Wie immer hoffte er, dass sie morgens noch da war.

Wie immer war sie weg, wenn der Wecker klingelte.

Harald lebte seit fast zwei Jahren damit, dass seine verstorbene Frau nachts zu ihm ins Bett kroch. Er erzählte niemandem davon. Es klang verrückt.

2

Leichdorf war einer der nichtssagenden Orte in der nordwestlichen Steiermark, eingekesselt von den südlichen Ausläufern des Toten Gebirges, zwischen irgendwo und nirgendwo. Es lag in der Nähe von Ebenkreuz, einem kleinen, idyllischen Kurort, was zwei Folgen mit sich brachte: Erstens: Ebenkreuz schnappte Leichdorf den Großteil der Sommer- und Winterurlauber weg und damit eine lukrative, wenn auch gesellschaftsbelastende Einnahmequelle.

Zweitens: In Leichdorf hatte man das ganze Jahr seine Ruhe. Keine Staus, keine Parkplatzprobleme, keine Schlangen an den Supermarktkassen. Es gab ein Bergwerk, das immer noch in Betrieb war und einen ansehnlichen Teil der Einwohner mit Arbeit versorgte. Der Rest pendelte in die nächstgelegenen ›Metropolen‹ - austauschbare Großdörfer an Durchgangsstraßen, mit mehr Tankstellen als Restaurants und in der Regel einem großen,

unpersönlichen Einkaufszentrum, das irgendwo in der Peripherie saß wie ein klobiges Möbelstück, das dort abgestellt und vergessen worden war.

Tschicko - der eigentlich Rudolf hieß und weder seinen Realnoch seinen Spitznamen leiden konnte - war in den Wäldern neben der Passstraße unterwegs, die Leichdorf von seinen östlichen Nachbarn trennte, obwohl sie zum Verbinden da war.

Rudi hatte seinen Spitznamen selbst zu verantworten, was vielleicht das Dämlichste an der ganzen Sache war. Bis vor ein paar Jahren hatte er einen Hund besessen - einen treuherzigen Schäferhund, dem bis zu dem Tag, an dem ein umstürzender Baum ihm das Rückgrat zerschmetterte, ein aufgeweckter, welpenartiger Ausdruck anhaftete. Rudi hatte ihn Chico genannt, weil Chico immer wie ein kleiner aufgeweckter Junge ausgesehen hatte. Außerdem hatte Rudi den Klang des Namens gemocht. Er selbst sprach kein Spanisch, aber wer behauptete, dass Fernsehen einen nicht bilden konnte, schaute vielleicht nur die falschen Sender.

Rudi hatte den Fehler begangen, Chico eines Abends zum Kartenspielen in sein Stammlokal mitzunehmen. Man gab seinem Hund in Orten wie Leichdorf keine exotischen Namen, die niemand verstand, und man nahm sie nicht zu Karten, Bier und Schnaps mit. Und wenn man das doch tat, musste man ausbaden, was man sich einbrockte.

Rudi badete immer noch.

Chicos Name wurde irgendwann zum Dauerbrenner des Abends, und nachdem Tschick in Österreich ein wesentlich geläufigerer Begriff als Chico war, übertrug sich der Name des Hundes an diesem Abend auf sein Herrchen, wurde zerschreddert und neu hergeleitet, und obwohl Rudi strikter - wenn auch nicht militanter - Nichtraucher war, nannte man ihn ab da nur noch Tschicko - Zigarettenstummel.

Kleine Dinge in kleinem Umfeld gewannen manchmal an Größe, und es dauerte nicht allzu lange, bis der Ort Rudis neuen Namen übernommen hatte. Rudi fand sich äußerlich damit ab, aber immer, wenn jemand ihn Tschicko rief, musste er an den Schäferhund denken, und auch wenn der Stich, den er dabei in der Brust fühlte, mit den Jahren schwächer zu werden schien, war er immer noch da.

Tschicko war nun in dem Wald unterwegs, der dem anderen Chico das Leben gekostet hatte. Er hatte ihn hier draußen begraben, obwohl er wusste, dass das verboten war. Er hatte tief gegraben, und schwere Steine obendrauf gelegt, damit kein anderes Tier ihn wieder ausbuddelte. In den Baum, unter dem er seinen treuen Gefährten zur letzten Ruhe gebettet hatte, war ein kleines, unscheinbares Kreuz geritzt. Das war das Einzige, was auf das Grab hinwies, und man musste wissen, wonach man suchte, um es zu entdecken. Jedes Mal, wenn Tschicko hier im Wald unterwegs war, besuchte er das Grab seines alten Namenskollegen, nahm sich ein paar Minuten Zeit, um an ihn zu denken, und besserte gegebenenfalls das eingeritzte Kreuz nach, wenn es schon zu verwittert war.

Tschicko hatte nie geheiratet. Er hätte gerne Kinder gehabt, aber irgendwie war jede Beziehung, die er im Laufe seines Lebens gehabt hatte, in Bedeutungslosigkeit versunken. Es hatte selten Streit gegeben, und vielleicht war das einer der Gründe, warum keine davon gehalten hatte. Kein Streit, keine Leidenschaft, keine *Bedeutung*.

Seine Eltern waren tot, lagen auf dem Friedhof, beim Rest seiner Verwandtschaft, abgesehen vom Bruder seines Vaters, einem störrischen, alten Mann, dem die Demenz zwar die Erinnerung, aber nicht die böartigen Charakterzüge genommen hatte. Er saß im billigsten Altersheim der Gegend und wartete auf sein Ende.

Tschicko war kräftig für sein Alter, aber er wusste, dass die Anzahl der ihm verbleibenden Jahre bald in den einstelligen Bereich rutschen würde. Immer vorausgesetzt, dass medizinischer Starrsinn und fehlgeleitete Moral ihm kein jahrelanges Dahinsiechen bescherten - in einer Welt aus Tabletten, Schläuchen und Infusionen, umgeben von Wahnvorstellungen und dem schrecklichen Absitzen restlicher Lebenszeit, die auf Teufel komm raus verlängert wurde, damit niemand sich dem Unausweichlichen stellen musste. Der Endstation, von der kein Gleis mehr weiterführte.

In Tschickos Fall gab es niemanden, dessen psychisches Gleichgewicht behütet werden müsste. Wenn es so weit war, musste er sich der Sache alleine stellen, so wie es seiner Meinung nach sein sollte. Er hatte noch immer sein altes Jagdgewehr zu Hause, weggesperrt im versteckten Waffenschrank hinter der Garderobe. Er zerlegte und reinigte die Waffe regelmäßig, aber eigentlich hatte er keine Freude mehr daran. Seit Chico ihn nicht mehr begleitete, war ihm die Lust an der Jagd vergangen. Er selbst streifte immer noch gerne durch die Wälder, genoss die Stille oder den Lärm - je nachdem, was ihn gerade umgab -, aber wenn er Wild entdeckte, blieb er meistens einfach stehen und beobachtete es. Sein Leben war friedlicher geworden, jedoch auch einsamer.

Und wenn es schließlich so weit war, die letzte Station anzufahren, würde er hier rauskommen und die Sache mit einer Patrone selbst erledigen. Für Tschicko war das nie ein trauriger Gedanke. In seinem Kopf hatten weder der Knall des Schusses noch die Sauerei, die er auf der umliegenden Botanik hinterlassen würde, einen Platz. Er würde sich einen Beutel über den Kopf stülpen, dann war der Anblick vielleicht nicht ganz so schockierend.

Das ist ein verfluchter Ort, dachte er, während sein Blick über die hohen Bäume glitt, die ihn umgaben. Er hatte Chicos Grab erreicht und wunderte sich darüber, wie gern er sich in diesem Wald aufhielt, bei allem, was hier passiert war.

Plötzlich hörte er wieder das Winseln des Hundes, eingeklemmt unter dem schweren Stamm. In seiner Erinnerung sah er den flehenden, erschrockenen Blick. Tschickos Augen hatten von Tränen gebrannt, während er seinem besten Freund in den Kopf schoss, aber er hatte nicht gezögert. Er hatte seine Jacke über Chicos Kadaver ausgebreitet, war nach Hause gegangen, hatte das Gewehr gegen Kettensäge und Schaufel eingetauscht und war wieder zurückgekehrt. Er hatte den Stamm zersägt und seinen Hund begraben, und alles davon hatte sich richtig und nichts davon gut angefühlt.

Er zwang seine Gedanken fort, als die Erinnerung an Chico drohte, ihm neue Tränen in die Augen zu treiben. Nicht weit von hier hatte er die Frau von Harald Lackner gefunden. Sie baumelte von einem Ast, die Füße nur knapp über dem Boden. Tschicko erinnerte sich, wie sie hin und her zu pendeln schien, als wäre er nur ein paar Minuten zu spät gekommen. Aber der Arzt hatte ihm später versichert, dass sie schon lange tot gewesen war. Er hatte sie früh am Morgen gefunden, kalt und steif, bedeckt mit Morgentau und unwirklich im fahlen Gegenlicht. Er erinnerte sich an den Bodennebel, der dem Ganzen eine noch gespenstischere Note gegeben hatte. Tschicko war kein abergläubischer Mensch, aber als er Lackners Frau dort hängen gesehen hatte, war es schwer gewesen, sich nicht zu bekreuzigen.

Sie musste nachts hier rausgekommen sein, daran hatte er danach oft gedacht. Allein, in der Dunkelheit. Die Schlinge hatte sie womöglich woanders vorbereitet, aber

den Knoten am Baum musste sie vor Ort gemacht haben. Das brauchte Zeit, vor allem, wenn man keine Ahnung davon hatte. Und bei dem Chaos, mit dem sie das Seil am Baum und um ihren Hals befestigt hatte, war es ein Wunder, dass die ganze Aktion überhaupt funktioniert hatte. Tschicko hatte sich vorzustellen versucht, wie lange es gedauert haben musste, bis die Schwärze vor ihren Augen auch ihr Inneres ausfüllte. Und ob sie vielleicht einen Rückzieher hatte machen wollen, nur um zu erkennen, dass es dafür zu spät war.

Er schüttelte bei der Erinnerung den Kopf, ohne es zu merken. Besser die Kugel als das Seil.

Er hatte seinen Hund hier drin verloren, einen Selbstmord entdeckt, und wenn er sich irgendwann zwischen denselben Bäumen in den Kopf schoss, war er mehr oder weniger bei drei Todesfällen dabei gewesen. Wenn dieser Wald kein verfluchter Ort war, dann hatte Tschicko noch nie von einem gehört.

Und dennoch war es so friedlich hier.

Vielleicht war auch genau das des Pudels Kern. Vielleicht war das einfach ein guter Ort zum Sterben.

3

Staub wirbelte auf, als Karl auf dem kleinen Schotterparkplatz hielt, den das Unkraut sich langsam zurückholte. Betonfundamente und das noch nicht ganz in sich zusammengefallene Verkaufsgebäude erinnerten an die Tankstelle, die hier einst in Betrieb gewesen war. Dem Zustand der Fassade nach zu urteilen, musste diese glorreiche Zeit schon lange zurückliegen.

Karl betrachtete die Rostflecken am Türrahmen. *Das wäre ein schönes Foto*, dachte er. Eins jener neuen, auf alt getrimmten Dinge, die zurzeit so modern waren. Dinge, die Menschen Träume aus einer guten alten Zeit vermittelten, die diese gar nie mitbekommen hatten.

Karl hatte kein Problem mit alten Dingen. Er rechnete sich ja selbst dazu.

»Ich glaube wir haben uns nur ein kleines bisschen verfahren«, sagte die Frau auf dem Beifahrersitz. Sie hatte eine Straßenkarte auf dem Schoß ausgebreitet und fuhr mit dem Finger die Strecke nach, die sie an diesem frühen Tag bereits hinter sich gebracht hatten.

Maria war Karls Frau, und beide waren Frühaufsteher. Nach gehässiger Allgemeinmeinung war Arbeitswillen nicht unbedingt Standardausstattung in ihrem früheren Beruf – und die Allgemeinheit hatte damit nicht völlig unrecht –, aber Karl und Maria hatten immer gerne unterrichtet. Marias Probleme hätten sie mit Leichtigkeit den Beruf kosten können, aber Karl war immer hinter seiner Frau gestanden.

Sie kamen aus einer Zeit, in der Beziehungen im Allgemeinen noch weniger schnell, weniger flüchtig gewesen waren. Karl verglich sie manchmal mit Fotografien. Die digitale Revolution hatte dafür gesorgt, dass man sich keine Gedanken um verbleibende Aufnahmen des Films mehr machen musste. Als Resultat fotografierte man nebenbei und sah sich das Ergebnis kaum ein zweites Mal an. Außer wenn man nach einem Urlaub versuchte, die Flut aus Tausenden von Schnappschüssen auf ein konsumerträgliches Ausmaß zu reduzieren. Mit der veralteten Technik verlangte ein einzelnes Foto ein bisschen mehr Entscheidung. Das war nicht zwangsläufig besser, nur anders. Immerhin brauchte es auch mehr Zeit. Und in HD war damals auch nichts.

Karl lächelte bei dem Vergleich. Er war ein glücklicher Mann und wusste das auch.

In den ersten Jahren seines Erwachsenenendaseins hatten Beziehungen nicht nur etwas mit Liebe, sondern auch mit Verantwortung zu tun gehabt. Verantwortung für den anderen, aber auch für die eigene Entscheidung. Karls Eltern hatten eine zweckdienliche Ehe geführt, die mehr einem Arbeits- als Liebesverhältnis glich, aber Karl liebte Maria tatsächlich. Sie hatte ihm ein Lächeln beschert, wo schon lange keines mehr gewachsen war, und trotz der Schatten, die sie mit sich herumschleppte, hatte sie seine Augen für die Schönheit der Welt geöffnet. Sie hatten jung geheiratet und waren seit mehr als vierzig Jahren beisammen. Es hatte schwierige Zeiten gegeben, aber am Ende war morgens immer die Sonne aufgegangen - egal wie dunkel die Nacht davor gewesen war.

Maria kniff ihm spielerisch in die Wange. Karl zuckte zusammen.

»Hast du mir zugehört?«, fragte sie.

Hatte er nicht, und das wusste sie. Eine Antwort erübrigte sich.

»Kein Wunder, dass wir uns verfahren, wenn du immer ins Traumland davonfliegst.«

Er nahm ihre Hand und küsste sie sanft. »Ich drück aufs Pedal, du sagst wo's hingehst.«

Fasziniert betrachtete er das Lächeln in ihren Augen. Es war immer noch dasselbe wie am Anfang ihres gemeinsamen Lebens.

»Nach wie vor ein Charmeur.«

»Nach wie vor wunderschön.«

Und das stimmte. Maria hatte ihre besten Jahre hinter sich, aber sie war eine schöne alte Frau mit immer noch vollem Haar, das weiß statt grau geworden war. Sie hatte immer Wert auf ihr Aussehen gelegt und nie ein Problem

damit gehabt. Natürlich war das einfacher, wenn man von Natur aus gesegnet war. Aber ab einem gewissen Punkt, wenn die Haut nicht mehr so straff, die Brüste nicht mehr so fest und die Augenlider zu Feinden im eigenen Gesicht geworden waren, zählte nur noch Ausstrahlung. Und die hatte Maria sich immer behalten können. Sie war eine beliebte Lehrerin gewesen, vor allem bei den Jungen. Und Karl hatte die Blicke genossen, die ihnen gefolgt waren, wenn sie nach dem Unterricht nach Hause gefahren waren, weil sie indirekt auch ihm gegolten hatten. Immerhin ging er mit der Frau nach Hause, die die Neider sich in ihrem Heim bestenfalls vorstellen konnten, oder nicht?

Es gab ein Foto von ihnen beiden, als sie noch ein halbes Leben jünger gewesen waren. Sie befanden sich auf einer Wiese, saßen auf einer Decke, jeder ein Croissant in der Hand, obwohl sie nicht in Frankreich waren. Karl erinnerte sich nicht mehr, wer das Foto geschossen hatte, aber er erinnerte sich an den Tag. Daran, dass das Gebäck nicht sehr gut gewesen war, sie sich aber den Tag nicht davon hatten versauen lassen.

Er hatte das Foto eine Zeit lang in seiner Geldbörse mit sich herumgetragen, irgendwann allerdings verloren.

Absurderweise steckte es immer noch in der Innentasche der leichten Jacke, die er momentan trug, ohne dass es ihm bewusst wäre. In der rechten, die er nie verwendete. Es war dort aus der Geldbörse gerutscht und geblieben, für Karl nur noch in seiner Erinnerung existent.

»Wir sind dort hinten falsch abgebogen«, sagte Maria. »Aber wenn wir einfach zurückfahren und uns rechts halten, sollten wir wieder richtig sein.« Sie hielt kurz inne. »Nein, links, nicht rechts. Rechts war's von der anderen Seite.«

Er legte eine Hand auf ihre Schulter und zeichnete mit seinen Fingern ein rudimentäres Muster. Trotz ihrer langen

gemeinsamen Zeit hatte er immer noch ab und zu das Bedürfnis, sich ihrer Echtheit, ihrer greifbaren Realität zu versichern. »Rechts oder links«, sagte er, »ich fahr, wohin du willst.«

»Brav. Und jetzt hop.«

Karl wendete lächelnd, wirbelte den Staub wieder auf, der sich eben erst gelegt hatte, und lenkte den Wagen zurück in die Richtung, aus der sie gekommen waren.

4

Als in Rolands und Sandras Welt der Morgen dämmerte, schien nicht nur draußen die Sonne. Sie waren seit sechs Jahren ein Paar und lebten mehr als die Hälfte dieser Zeit zusammen. Es war eine gute Zeit gewesen, und das schien sich auch nicht zu ändern. Man konnte nach Negativaspekten suchen, wenn man wollte, aber weder Roland noch Sandra wollten. Mit dreißig waren beide erfahren genug, um zu wissen, dass das gefährlich war – schlafende Hunde und so.

Sandra dämmerte aus einem jener Träume in den Tag, die so nah am Wachsein waren, dass nur ihre offensichtliche Absurdität sie entlarvte. Der Laminatboden im Wohnzimmer war einer saftigen Frühlingswiese gewichen, inklusive Blumen, Bienen und dem ganzen Kram. Das war eine tolle Sache, aber so eine Wohnzimmerwiese musste auch gepflegt werden. Sie war gerade dabei, den Rasenmäher zu starten, als etwas sie kitzelte und halb lachend, halb schreiend hochschrecken ließ.

Roland stopfte ihr mit einem Kuss bereits den Mund, bevor sie ganz in der Realität angekommen war. »Guten Morgen«, flüsterte er mit schadenfrohem Grinsen.

Sie schlug ihm spielerisch gegen die Brust und rieb sich den Schlaf aus den Augen. Als sie sich zur Seite drehen und unter der Bettdecke verkriechen wollte, ließ Roland es nicht zu. Er rollte sie wieder zurück, war im gleichen Moment halb über ihr und bedeckte ihr Gesicht mit raschen Küssen, die mehr an einen Hund erinnerten, der sein Frauchen morgens aufweckt, als an einen respektablen Liebhaber.

Sie versuchte ihn wegzuschieben - lachend und chancenlos. Er dehnte seine Küsserei auf ihren Hals aus, aber dort kitzelte es so stark, dass Sandras Schulter ungewollt nach oben zuckte. Mit der wohl unkonventionellsten Selbstverteidigungstechnik der Welt traf sie Roland am Kinn. Seine Zähne schlugen unangenehm laut aufeinander, und er ließ mit einem überraschten Stöhnen von ihr ab.

Selbst überrascht, wie hart sie mit ihrer Schulter austeilen konnte, wenn sie ihren Körper machen ließ, wandte sie sich zu Roland um, der auf seine Seite des Bettes zurückgewichen war wie ein geprügelter Hund.

»Ups, alles in Ordnung?«, fragte sie.

Als Roland sich mit der Hand vorm Mund zu ihr umwandte und sie aus großen Augen ansah, wirkte er wie ein Welpen, der gegen eine Glastür gelaufen war und die Welt nicht mehr verstand. Sie versuchte das Lachen zu unterdrücken, scheiterte aber.

Rolands Augen wurden noch größer. »Du lachst?«, fragte er.

Sandras schuldbewusstes Kichern stoppte abrupt, als er die Hand wegnahm.

»Du blutest!«, entgegnete sie - mit einer den Normen moderner Höflichkeit entsprechenden Ernsthaftigkeit, aber nicht ganz frei von einem leichten Zucken um die Mundwinkel, das Roland nicht entging. Ein einsamer,

kleiner Tropfen Blut bahnte sich gemächlich seinen Weg von der Unterlippe zum Kinn.

»Das findest du lustig.«

Sie versuchte das Zucken um ihre Mundwinkel unter Kontrolle zu bringen, aber es gelang ihr nicht. Im Gegenteil. Wie in der Kirche, wo die einfachsten Dinge am lustigsten waren, weil man still sein musste, schien das Lachen sich immer weiter aufzupumpen.

»Bei deiner Erziehung ist eine ganze Menge schiefgegangen!«, meinte Roland kopfschüttelnd.

Um ihr Lachen in den Griff zu bekommen und Rolands gigantische Hundeaugen nicht mehr sehen zu müssen, wandte Sandra sich ab und zog ein Taschentuch aus der Box auf ihrem Nachtkästchen.

»Hier«, sagte sie und hielt es ihm hin.

Roland rührte sich nicht.

»Oh«, machte sie. »Muss ich?«

»Jeder räumt seinen eigenen Mist weg«, sagte er.
»Hausregel.«

Sie lehnte sich lächelnd nach vorne, wischte den Tropfen, der sein Ziel fast erreicht hätte, zärtlich vom Kinn und tupfte dann vorsichtig das nachkommende Blut von seiner Lippe.

»Gut so?«, fragte sie.

»Als hättest du nie was anderes gemacht.«

Sie nahm das Taschentuch beiseite und küsste ihn.

»Vorsicht«, meinte er, als ihre Lippen seine wieder freigaben. »Bin vielleicht ansteckend.«

Sie lächelte. »Ich auch.«

Sie legte ihre Arme um seinen Hals, dann küssten sie sich erneut. Als sie sich wieder voneinander lösten – auf der Kippe zwischen Morgensex und Morgenkaffee –, war Rolands Gesicht ernst.

»Alles in Ordnung?«, fragte Sandra.

Er blickte sie nur an. Erstaunt, als sähe er sie zum ersten Mal, als wäre er überrascht, sie hier bei sich zu haben.

Sandra konnte natürlich nicht in sein Inneres sehen, und deshalb bekam sie auch nichts von der Erkenntnis mit, die sich in ihm aufblähte wie ein mit Gas gefüllter Ballon, ihn ausfüllte, sein Denken lahmlegte und in Rolands Welt die Zeit anhielt. Sie sah einen Teil davon in seinem fast dümmlichen Gesichtsausdruck, einem Reh gleich, das in die Scheinwerfer des Autos blickt, von dem es gleich überfahren werden würde. Gefiel ihr dieser Blick? Aber ganz im Gegenteil. Wenn nach leidenschaftlicher Morgenküsserei plötzlich ein Damoklesschwert im Raum hing, war das selten Grund für Party.

»Verdammte Scheiße«, murmelte er, sie nicht aus den Augen lassend und immer noch mit dem Gesichtsausdruck eines Halbaffen, der zum ersten Mal fernsieht.

Dann küsste er sie auf die Stirn – beiläufig und so kurz, dass es fast eher ein Anhauchen als ein Kuss war. »Rühr dich nicht vom Fleck!«, sagte er und stieg aus dem Bett.

Sandra blieb sitzen – eher aus Verwirrung denn Gehorsam – und starrte ihm nach, wie er das Zimmer verließ und in den überschaubaren Untiefen der kleinen Wohnung verschwand.

5

Roland fühlte sich geschockt, wie in Zeitlupe. Es hatte ihn überrollt wie ein Linienbus, hatte ihn gerammt, zu Boden geschleudert und liegen gelassen. Und jetzt stolperte er auf Beinen, die er kaum noch spüren konnte durch die Wohnung, folgte Gleisen, die nicht nur unter seinen Füßen, sondern auch in seinem Kopf zu sein schienen, und

versuchte seine Gedanken einzubremsen, die rasten und glühten wie eine Landungskapsel beim Wiedereintritt in die Atmosphäre.

Er hatte zwar hin und wieder darüber nachgedacht, aber schlussendlich hatte es ihn eiskalt erwischt. Und war er vorbereitet? In irgendeiner Weise, hatte er irgendetwas Brauchbares zur Hand? Er stand im Wohnzimmer und sah sich verzweifelt um. Nein, hatte er nicht. Über. Haupt. Nichts.

Du kannst warten, sagte er sich. Bis morgen. Bis morgen ist okay.

Aber bis morgen war nicht okay, und das wusste er. Es musste jetzt sein, jetzt sofort. Nicht nächste Woche, nicht morgen, nicht mal in zehn Minuten. Jetzt! Der ICE, der ihn da überfahren hatte, war ein nachdrückliches, aber auch kurzweiliges Gefährt. Es war *now or never*, wie man so schön sagte, und Roland konnte sich nicht daran erinnern, jemals zuvor so stark, so klar in Richtung *now* tendiert zu haben.

Er ging in die Küche, weil die Schienen in seinem Kopf ihn dort hintrieben, während Sandra weiterhin verwirrt am Bett saß und dem Lärm zuhörte, den er beim Öffnen, Durchwühlen und Schließen der Schubladen veranstaltete.

Er entdeckte eine Rolle Alufolie, betrachtete sie unschlüssig und nahm sie heraus.

»Schatz, das ist ... äh ... ein wenig verwirrend!«, rief Sandra aus dem Nebenzimmer.

»Gleich wieder da«, antwortete Roland, aber seine Stimme war zu leise, um eine räumliche Distanz von mehr als einer Armlänge zu überbrücken.

»Was?«

Er wiederholte den Satz, ohne es wirklich zu merken und nicht nennenswert lauter als beim ersten Mal. Aber Sandra blieb weiterhin, wo sie war.

Er riss ein Stück Alufolie ab, legte es auf die Arbeitsfläche und rollte es zu einer dünnen, festen Schlange zusammen. Prüfend betrachtete er das Resultat, aber eigentlich gab es da nichts mehr zu prüfen. Entscheidung gefallen, ICE losgefahren, Zielflughafen voraus. Oder Bahnhof, in diesem Fall.

6

Sandra war kurz davor, ihm ins Wohnzimmer zu folgen, als Roland zurückkam.

Er hatte immer noch seinen ernstesten Gesichtsausdruck, aber als er wieder zu ihr ins Bett stieg, fühlte sich nichts nach der Schlussmachdramatik an, gegen die sie sich bereits gewappnet hatte, ohne es sich einzugestehen. Warum sollte er auch Schluss machen, wenn alles so fantastisch lief? Hieß natürlich nicht, dass auf seiner Seite des Bettes auch alles rosig war, nur weil bei ihr ...

Ihre Gedanken rissen ab, als er sich vor ihr aufs Bett kniete. Verwirrt beobachtete sie, wie er etwas hinter seinem Rücken hervorholte – ein klobiges, glitzerndes, rundes Ding aus ... sie musste an die Geräusche in der Küche denken.

»Ich weiß, das ist nicht sehr romantisch«, sagte Roland. Und während er das unförmige Ding hochhielt – ohne Schatulle, ohne Kniefall, nur mit der Haltung, der Geste, die die Intention dahinter erklärte –, als sie in der eingerollten Alufolienwurst den Ring erkannte, den sie darstellen sollte, da spürte Sandra plötzlich und unerwartet wie erste, nicht zu unterdrückende Tränen in ihren Augen brannten.

Roland bemerkte nichts von dem feuchten Glanz, der in ihre Augen getreten war. Sein Blick war auf den seltsamen Ring in seiner Hand gerichtet, als könne er dort ablesen, was zu sagen war.

Und dann, nach tiefem Durchatmen, sah er endlich auf, sah sie an, ließ sie nicht mehr los. »Ich will dich nicht mehr gehen lassen!«, sagte er. Und dann, weil manche Dinge ausgesprochen gehören, selbst wenn sie schon deutlich lesbar mitten im Raum hängen: »Willst du mich heiraten?«

Die Tränen in ihren Augen traten übers Ufer, und ihr ›Ja‹ wurde in dem Kuss erstickt, mit dem sie sich ihm um den Hals warf. Sie blieben eng aneinandergeschlungen, bis es Zeit war, sich wieder anzusehen.

»Ist das Alufolie?«, fragte sie, als er ihr den Ring an den Finger steckte. Er war eine Spur zu groß, aber das Tolle an Alufolie war, dass man für eine Größenanpassung nicht extra zum Juwelier musste.

»Ja.«

Sie betrachtete das unförmige Ding noch einen Moment lang ungläubig, offensichtlich zwischen Romantik und Enttäuschung hin- und hergerissen, aber dann zog sie ihn zu sich. »Ich krieg aber schon noch einen richtigen Verlobungsring, oder?«

»Sobald ich am nächsten Kaugummiautomaten vorbeikomme.«

Sie biss ihn spielerisch in die Schulter, und er tat, als würde es ihm nicht gefallen.

Alles, was gut gewesen war, wurde ab da irgendwie besser, und was in Erzählungen immer nach Kitsch klang, fühlte sich fantastisch an, wenn man mittendrin steckte.

Zehn Minuten nachdem Karl sich auf Marias Anweisung hin rechts gehalten hatte und sie wieder auf Kurs waren, setzte er den Blinker und drosselte die Geschwindigkeit. Maria warf ihm einen überraschten Blick zu.

»Drängler«, murmelte Karl. Er lenkte den Wagen auf eine leere Bushaltestelle neben der Straße, und bevor er ganz von der Fahrbahn herunter war, schoss ein weißer sportlicher Wagen an ihnen vorbei. Karl hatte die erlaubten 100 km/h nicht ausgenutzt, weil seine Augen nicht mehr so gut wie früher waren, genau wie seine Reaktionsfähigkeit. Und weil er nirgendwo hinmusste, sondern hinwollte. Die Fahrt war Teil ihrer Reise, nicht nur ein notwendiges Übel zwischen den einzelnen Stationen. Karl sah keinen Sinn darin, seine entspannte Geisteshaltung dabei zu ändern.

Und was den Drängler betraf? Nun, man fuhr nicht Auto, weil man sich dem Tempo der anderen anpassen wollte. Wenn man nur von A nach B wollte, konnte man sich auch in den Zug setzen. Karl hatte Verständnis für Drängler, auch wenn er sie nicht guthieß. Und weil er sie definitiv nicht hinter sich brauchte, ließ er sie immer bei der sich nächstbietenden Gelegenheit vorbei.

Der weiße Wagen war bereits zwischen den Ausläufern der Berge verschwunden, zu denen die Landstraße sie hinführte, als Karl den Blinker erneut setzte und die Bushaltestelle hinter ihnen zurückblieb. Sie lauschten der Musik aus dem Radio und genossen die Landschaft, und wenig später erreichten auch sie die Berge. Die Straße stieg steil an, wurde kurvig und unübersichtlich. Karl ertappte sich dabei, wie er hinter jeder scharfen Kurve das Wrack des weißen Autos erwartete, und zwang seine Gedanken in eine andere Richtung. Er war nicht abergläubisch, aber er glaubte an die Macht der Gedanken.

Ein schwerer Lkw kam ihnen bergab entgegen, ansonsten blieben sie auf der Passstraße allein. An der

höchsten Stelle befand sich ein Restaurant, und als Karl fragte, ob sie dort einen Kaffee trinken und vielleicht eine Kleinigkeit essen sollten, verneinte Maria.

Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn sie der Pause zugestimmt hätte.

Die Straße führte wieder bergab, schlängelte sich in steilen, unübersichtlichen Kurven ins Tal hinunter, begrenzt von Felsen auf der einen und dichtem Wald auf der anderen Seite. Maria blickte aus dem Fenster, sah ihren Gedanken zu, die irgendwo dort draußen zwischen den Bäumen vorbeitrieben, den Anhänger um ihren Hals zwischen den Fingern reibend, wie sie das oft tat, wenn ihr etwas Sorgen bereitete, dessen sie sich nur teilweise bewusst war. Karl sah es aus dem Augenwinkel und warf ihr einen Blick zu – nur einen kurzen, bloß um sich zu vergewissern, dass ihr verkniffener Mund nicht von ernsthaften Falten umrandet wurde, sondern von kleinen, die sich von selbst wieder glätten würden.

Nur ein kurzer Seitenblick, aber im schlechtesten Moment.

Karl sah das Reh zu spät, als es ihm vors Auto rannte, Maria gar nicht. Er verriss das Lenkrad, erwischte das Tier dennoch, und dann schossen sie über die Straße hinaus, statt ihrer Rundung zu folgen, schienen einen unwirklich kurzen Moment lang fast zu schweben und krachten in den Gegenhang der breiten Rinne, die dem Straßenverlauf an der Stelle folgte und ein paar Meter tiefer als der Asphalt lag.

Karl und Maria wurden nach vorne geschleudert, Sicherheitsgurte und Airbags retteten ihnen das Leben, aber das Bewusstsein verloren sie dennoch. Maria spürte den erstickten Aufschrei mehr, mit dem ihr beim Aufprall die Luft aus den Lungen gepresst wurde, als dass sie ihn hörte. Die Windschutzscheibe zersplitterte zeitgleich mit

den Knochen in ihren Beinen, und als nach dem Bersten von Blech und dem Donner des Einschlags wieder Ruhe um den Wagen einkehrte, war das gesprungene Muster des Sicherheitsglases trotz aller Airbags von innen mit Blut besprenkelt.

8

Irgendwann wurde es trotz aller Leidenschaft doch Zeit für Kaffee, und weil Gebäck-technisch Ebbe herrschte, machte Roland sich auf den Weg in den Ort, um bei seinem Nummer-eins-Café Semmeln und irgendwas Süßes zu holen. Es gab zwei Nummer-eins-Cafés, aber irgendwie rutschte man mehr oder weniger automatisch in die Stammkundschaft bei einem der beiden. Vielleicht tendierte man in so kleinen Orten wie Leichdorf eher zu Loyalität als anderswo, jedenfalls vermischten sich die unterschiedlichen Stammkundengruppierungen eher außer- als innerhalb der Cafés.

Das Autoradio spielte einen jener 80er-Gute-Laune-Songs, dessen Melodie jeder und Titel keiner kannte. Roland piff mit und vokalisierte ein paar der halb englischen Textfetzen, die sein Gehirn sich zusammenreimte.

Als er auf den unbefestigten Parkplatz rollte, von dem aus das Café zu Fuß in zwei beherzten Hopsern zu erreichen war, klingelte sein Handy. Er sah für gewöhnlich aufs Display, bevor er abhob, genau wie jeder andere, aber momentan lenkte ein sehr kleiner Mann in einem sehr großen Auto ihn ab, der entweder versuchte ein- oder auszuparken und in beidem scheiterte.

»Hallo, Schatz«, sagte er. Sandra war die einzig plausible Anruferin um diese Zeit. *Bring noch Dinkelbrot mit*, würde sie sagen. Und obwohl er nicht verstand, wie oder warum man Dinkelbrot essen sollte, würde er heute nicht diskutieren – zur Feier des Tages.

»Das ist etwas zu viel der Anerkennung«, entgegnete ein Mann am anderen Ende der Leitung.

Roland glaubte die Stimme zu kennen, konnte sie aber nicht zuordnen. Er warf einen Blick aufs Display. Die Nummer war nicht eingespeichert.

Dann fiel der Groschen.

»Dwiggi?«

»Bin wieder da«, antwortete dieser. Und so erfuhr er noch vor allen anderen von der Verlobung.

9

Harald erwachte, ohne die Augen zu öffnen. Er ließ sie geschlossen, während das Gefühl von Nähe, die Erinnerung der Umarmung langsam davonglitten – dorthin zurück, von wo sie gekommen war.

Wie immer wartete er auf den Schmerz, der mit der Gewissheit kam, dass das Bett leer sein würde. Und wie immer drehte er sich zuerst auf den Rücken, strich über die leere Seite des Bettes und hoffte auf etwas anderes als das immer noch aufgebauschte Kissen. Und wie immer war die Hoffnung das Erste, was am Morgen starb.

Harald schlug die Augen auf, sog den Duft ihres Parfüms ein, der immer noch in der Luft seiner Gedanken hing, und setzte sich an den Bettrand. Er massierte sein Gesicht mit Fingern, die sich ein wenig taub anfühlten, als gehörten sie nicht ganz zu ihm. Dann stand er auf, schaltete die